

# Regen

Es hatte geregnet, wieder einmal. Es regnete immer. Immer, wenn ich aus dem Fenster schaute, sah ich den Regen an den Scheiben herablaufen. Wenn ich nicht hinschaute, hörte ich sein gleichmäßiges, unaufhörliches Geräusch. Wie Schnecken, Hunderte von Schnecken, die langsam das Glas heruntergekrochen kamen. Ich haßte das Geräusch, deswegen schaute ich lieber hin, solange ich es aushielt. Ich mußte dann nicht an Schnecken denken, aber der Regen war so dicht, daß vom Garten fast nichts zu sehen war, und wenn meine Blicke zu lange an der stetigen Abwärtsbewegung der Wasserschlieren haften blieben, hatte ich das Gefühl, als würde mein Geist in bodenlose Sturzfluten mitgerissen, und dann kamen mir so seltsame Gedanken, die ich nicht mochte und die ich nicht verhindern konnte.

Ich war schon seit Ewigkeiten nicht mehr im Garten gewesen. Es gab nichts im Garten, das mich irgendwie reizen konnte, und außerdem regnete es dauernd. Die Erde war feucht, und die Würmer kamen an die Oberfläche. Ich hatte nicht das Bedürfnis, sie zu sehen. Außer Erde, und Gewächsen, und Würmern war der Garten leer. Ich wußte nicht, wie lange ich das Haus schon nicht mehr verlassen hatte. Was war Zeit? Zeit war etwas Ungreifbares, das von den scharfen Klingen der Chronometer in handliche Stückchen zerschnitten wurde. Zeit bedeutete nichts.

Natalie hatte Uhren geliebt. Und die Uhren hatten sie geliebt. An ihrem Handgelenk hatten sie noch einmal so sehr gegläntzt, und sie waren niemals stehengeblieben, niemals. Sie gingen und gingen, als wollten sie zu Fuß den jüngsten Tag erreichen, das heißt nur mit ihren Schrauben und Federn und Zahnrädern, und mit der Liebe von Natalie. Natalies Hände waren bleich gewesen, fast weiß, wie Engerlinge.

Nachher hatte ich alle Uhren zerschlagen, die kleinen und die großen und die ganz kleinen, sogar die Standuhr aus dem Vorzimmer, und ich hatte die Teile in das lodernde Feuer am Ende des Gartens geworfen und zugesehen, wie sie zerschmolzen und verbrannten. Bei manchen Teilen, besonders bei den ganz winzigen Zahnrädchen, dauerte es lange, bis sie endgültig verschwunden waren, und sie schnitten winzige Fratzen, während sie sich in der Hitze verformten. Aber ich hatte Geduld, ich wartete so lange, bis auch sie sich aufgelöst hatten und ich ganz allein war. Ich war im Garten hocken geblieben, bis der Regen gekommen war und das Feuer ausgelöscht hatte. Seitdem hatte es nicht mehr aufgehört zu regnen.

In der Nacht, wenn ich nicht schlafen konnte, drehte ich das Radio auf volle Lautstärke und ließ es laufen bis zum Morgen. So konnte ich die Geräusche übertönen, die der Regen machte, wenn er an den Fensterscheiben heruntertroff, Geräusche wie Schnecken, die in unendlicher Langsamkeit ihre schleimigen Bahnen entlangschlichen. Ich mußte nur aufpassen, daß ich jedesmal rechtzeitig abschaltete, bevor die Nachrichten kamen. Die Nachrichten erzählten von einer Welt, die fern von meiner war und die mich nicht interessierte. Das hätte mich zwar nicht weiter gestört, das Schlimme war nur die Zeitansage immer kurz vor den Nachrichten, und deshalb mußte

ich aufpassen und rechtzeitig abschalten. Ich hatte im Verlauf der Nächte ein recht gutes Gespür für den passenden Augenblick entwickelt.

Man mußte Geduld haben, um zu überleben. Ich hatte Geduld, mehr als je zuvor. Natalie hatte überhaupt keine Geduld gehabt, nicht das geringste bißchen. Ständig zuckten ihre Augenbrauen, wippten ihre Füße, bebten ihre Fingerspitzen. Wenn man sie ansah, flackerten ihre Augen unstedt hin und her, aber sobald man wegschaute, fixierte sie einen mit ganz unbeweglichen Blicken, ich bemerkte es manchmal im Spiegel. Sie war so nervös wie ein umgestürzter Wackelpudding auf einem Teller, aber wenn man selber auch unruhig wurde, dann konnte sie es nicht ertragen. Sie sagte, mit meiner Unruhe würde ich ihr alle Kräfte aus dem Körper saugen, und dann hielt ich wieder still, so gut ich konnte.

Wenn wir uns liebten („Liebe machen“ nannte sie es), dann meistens draußen im Garten, auf der feuchten Erde. Sie wollte es so. Sie hatte fast gar keinen Geruch. Ihre nackten weißen Beine wanden sich wie Würmer zwischen den meinen, und wenn ich ihre Haut berührte und dabei die Augen schloß, hatte ich manchmal das Gefühl, als würde ich ins Leere greifen, als würde ich mit den Händen in irgendeine weiche, nachgiebige Masse einsinken. Der Höhepunkt mit ihr war jedesmal großartig und unbeschreiblich, so als ertränke man bei lebendigem Leibe, könnte sich zusehen dabei ohne die Macht, es zu verhindern, und ohne den Willen dazu. Alle Adern und Kanäle im Körper öffneten sich, das Wasser drang überall ein und überschwemmte noch den letzten Winkel, und man betete zu irgendwelchen Göttern, daß dieser Genuß niemals enden möge.

Nun war er beendet, für alle Ewigkeiten. Man macht sein Schicksal mit eigenen Kräften, oder man geht unter.

Ob sie selbst etwas dabei gefühlt hatte, wußte ich nicht. Sie hatte niemals einen Laut von sich gegeben. Nur ein einziges Mal, als ihr beim Orgasmus eine rote Nacktschnecke auf den Arm gekrochen war, da hatte sie leise gestöhnt. Ich hatte die Schnecke zuerst nicht gesehen und geglaubt, daß ich es gewesen wäre, der sie so erregt hätte. Ich war noch wilder geworden, und sie hatte in ihrer Ekstase die Arme um mich geschlungen und die Schnecke an meinem Hals zerdrückt.

Komisch, wie schwer es mir auf einmal wieder fällt, das Wort „Orgasmus“ zu schreiben. Meine Zunge fühlt sich ganz pelzig an, so als wäre mein Mund voll von verschimmeltem Brot. Ich müßte was trinken, um den Geschmack wegzuspülen, aber ich weiß, daß es keinen Sinn hätte, zum Kühlschranks zu gehen, er ist sowieso leer.

Als Kind habe ich viel verschimmeltes Brot gegessen. Ich habe es nie über mich bringen können, irgendetwas wegzuschmeißen. Meine Mutter schmierte mir meistens viel zu viele Pausenbrote, weil sie mich so liebte, und in der Schule hatte ich oft nicht genug Appetit, um sie alle aufzuessen. Die übriggebliebenen steckte ich in die Manteltaschen und trug sie tagelang mit mir herum, bis kein Platz mehr in den Taschen war und die Brote zu stinken anfangen, und dann zwang ich mich dazu, alles auf einmal hinunterzuwürgen. Damit kam ich mir vor wie ein Held. Es nicht zu schaffen, wäre Charakterschwäche gewesen.

Meistens war es freitags, in der großen Pause, daß ich meine Heldentat vollbrachte. Nach der Pause hatten wir Sexualkundeunterricht. Jedesmal, wenn Wörter wie „Penis“ oder „Orgasmus“ fielen, wurde ich rot und mußte auf den Rock der Lehrerin starren, um mich nicht zu verraten. Normalerweise trug sie einen grauen Wollrock, mit kleinen

schwarzen Punkten, ähnlich wie der meiner Mutter, nur etwas kürzer. Allmählich wurde ich schon rot, wenn die Stunde anfang und die Lehrerin hereinkam, einfach weil ich wußte, daß ich in der folgenden Stunde irgendwann unweigerlich rot werden würde. Ich wurde rot, sobald es zum Ende der Pause schrillte, und schließlich bereits beim Beginn der Pause, und da hockte ich dann irgendwo mitten im Treppenhaus und verzehrte Berge von verschimmeltem Brot, um mich als Held zu fühlen und die drohende Scham in ihre Schranken zu weisen.

Es ist spät in der Nacht, und ich kann nirgends mehr etwas zu trinken kaufen. Außerdem regnet es. Wenn es die griechische Kneipe zwei Straßen weiter noch gäbe, könnte ich vielleicht dorthin gehen. Aber sie haben zusperren müssen, kurz nachdem wir das letzte Mal dagewesen waren. Ich weiß nicht, ob mittlerweile ein neues Geschäft in den leerstehenden Räumen aufgemacht hat. Ich bin nie mehr daran vorbeigegangen. Vielleicht stehen die Räume immer noch leer, und die Holzwürmer fressen Gänge durch die vermoderten Innereien von Aphrodite und Apoll und den anderen Nachbildungen antiker Götter.

Ich schaue nach draußen, auf die Fensterscheiben, die vom Regen überflutet werden. Der Mond ist nicht zu sehen. Ich weiß nicht, ob es ihn noch gibt, aber das ist mir gleich. Vielleicht wird es ihn nie wieder geben, vielleicht hat es ihn niemals gegeben, es kümmert mich nicht. Das Haus könnte ein Tauchboot sein, das auf den Meeresgrund gesunken ist. Die Strömungen treiben es hierhin und dorthin, durch dichte Algenwälder, zwischen den Tentakeln riesiger Quallen hindurch, tiefer und immer tiefer, bis hinab zu dem schwarzen Schlund ganz unten, wo es kein Leben mehr gibt, und wo die letzten fauligen Abwässer der Sintflut vom Ende der Zeiten träumen. Im Radio spielen sie „Blue Moon“. Der Regen ist gut für die Pilze.

Ich habe den Namen der griechischen Kneipe vergessen. Aber hier war es, wo ich zum ersten Mal Natalie sah.

Oh ja, ich weiß, Natalie. In den Kopien der antiken Gottheiten können überhaupt keine Holzwürmer leben, auch jetzt nicht, da sie allein und vergessen in Staub und Dunkelheit herumstehen und niemanden mehr haben, der sie anbeten oder ihnen ein winziges, winziges Brandopferchen darbringen möchte. Denn natürlich sind das Gipskopien und keine Holzschnitzereien, und im Gips gibt es keine Holzwürmer. Und natürlich hast du recht, Natalie, so wie du immer recht hast. Aber weißt du was? Ich höre dich nicht. Du hast recht, aber ich kann dich nicht mehr hören. Der Regen ist zu laut, weißt du?

Ich war nur hereingekommen, um ein Bier zu trinken. Das tat ich manchmal, wenn ich von der Arbeit nachhause kam, weil die Kneipe bei mir in der Nähe war, weil sie billig war, und weil meistens nur wenige Gäste darin saßen, und die, die dort waren, redeten nicht viel.

Und an diesem Abend war da diese Frau, ich hatte sie noch nie gesehen, sie saß in einer dunklen Ecke, am andern Ende des Lokals, aber ihre bleiche Haut schimmerte aus der Dunkelheit zu mir herüber, und ich war fasziniert und konnte meine Augen nicht von ihr abwenden. Schon damals würdigte sie mich allerdings keines einzigen Blickes. Wir haben nie darüber gesprochen, und ich denke, irgendwann muß sie doch auch zu mir hergeschaut haben, muß auch ich ihr aufgefallen sein, denn als wir uns das nächste Mal begegneten, da sprach sie mich schon an, als würden wir uns seit Jahren kennen, aber an diesem ersten Abend, als wir uns in dem griechischen Lokal in zwei einsamen,

dunklen Winkeln gegenüber saßen, da trafen sich unsere Blicke kein einziges Mal. Und trotzdem muß auch sie mich beobachtet haben. Vielleicht in den kurzen Momenten, wenn ich in mein Bierglas schaute, oder die Augen zu den griechischen Göttern abschweifen ließ. Aber ich weiß es nicht genau. Ja, einmal versuchte ich sie sogar bewußt zu ertappen, beobachtete ganz konzentriert irgendeine Straßenszene draußen vor den Fenstern, um dann, jäh und überraschend, den Kopf in ihre Richtung zu drehen. Ich hoffte so, einen Blick, einen einzigen kurzen Blick in ihre Pupillen zu erhaschen, deren Farbe ich nicht zu erkennen vermochte, aber vergeblich, sie starrte schüchtern und in sich verschlossen auf ihren Teller, als hätte sie seit Stunden nichts anderes getan, als sei dort die Lösung für alle Rätsel der Welt zu finden.

Aber es war ja nicht nur ihre bleiche, leuchtende Haut, die mich faszinierte, nicht nur ihre Augen, die mir beständig auswichen und mich doch magnetisch anzogen – vor allem war es das, was sie tat.

Sie sprach leise, aber sie tat es in einer Frequenz, die nur für mich bestimmt schien, denn obwohl sie am von mir entferntesten Ende des Raumes saß, und obwohl auch noch ein paar andere Gäste im Lokal waren und sich miteinander unterhielten, hörte ich ihre Stimme so deutlich, als würde sie dicht neben mir sitzen und mir direkt ins Ohr flüstern.

Sie bestellte Tintenfisch.

Gebackene Kalamari, weiße, gummiartige Ringe, mit irgendeinem Backteig umhüllt und dann frittiert, das war nicht unbedingt mein Lieblingsgericht. Zu deutlich stieg mir beim Essen das Bild des lebenden Tieres vor Augen, des tentakelbewehrten Ungetüms, aus dessen schleimigem Körper diese Ringe herausgeschnitten worden waren, die dann vor mir auf dem Teller lagen und darauf warteten, von mir mit den Zähnen zermalmt, mit der Zunge liebkost und von der Gurgel empfangen zu werden. Ich hatte es nur einmal gegessen, man hatte mich dazu eingeladen, ohne mir zu sagen, worum es sich handelte, und als ich es dann nachher herausfand, bewahrte mich nur meine jahrelange Übung davor, dem Brechreiz nachzugeben.

Der Kellner war schon auf dem Weg in die Küche, aber mit einem kleinen unscheinbaren Wink ihres kleinen weißen Fingers holte sie ihn noch einmal zurück. Ich sah, wie er sich zu ihr hinabbeugte, ich sah, wie sie ihm etwas ins Ohr flüsterte, was ihn kurz zusammensucken ließ, aber dann straffte er sich, nickte kurz und ging wieder in die Küche, mit etwas steifen Beinen, wie mir schien.

Niemand im Raum hatte hören können, was sie ihm zugeflüstert hatte, auch ich nicht. Aber wieder und wieder ließ ich vor meinem inneren Auge die wenigen flinken Sprünge und Schnalzer ablaufen, mit denen ihre Zungenspitze über ihre Lippen getanzt hatte, bis endlich das Wort in mir Gestalt annahm, das sie dem Kellner ins Ohr geträufelt haben mußte.

„Roh, bitte.“

Er brachte es.

Sie aß es.

Ich konnte die Augen nicht von ihr abwenden.

Ich weiß nicht, was dann passiert ist.

Auf einmal saß ich an ihrem Tisch.

Sie steckte mir das letzte Stück rohen Tintenfisch in den Mund. Und ich zerkaute es und sah ihr dabei in die Augen, in denen Schwärme von leuchtenden Tiefseewesen

durcheinanderzuschwimmen schienen, und sie hatte die Schuhe ausgezogen und glitt mit den nackten Zehen im Innern meines Hosenbeins empor, und ich hielt ihre weißen, vom Tintenfisch noch ganz glitschigen Finger mit den Zähnen fest, und ohne sie loszulassen, brachte meine Zunge, stammelnd und sabbernd, die Worte hervor, die ich seitdem tausende Male bereut habe: „Wollen Sie mich heiraten?“

Sie lachte, ein schrilles, glitschiges Lachen, blickte auf die Uhr, schloß ihre Hand mit unerwarteter Kraft um meinen Unterkiefer und führte mich so aus dem Lokal. Wir gingen zu mir.

Eigenartig, wie mir die Erinnerungen wieder durcheinander geraten. Als würden kleine vermoderte Erinnyen aus Gips mit kleinen spitzen Kampfschreien Jagd auf die Bilder machen, die mir von der Vergangenheit geblieben sind. Ich weiß nämlich auf einmal nicht mehr, ob es wirklich schon am Abend unsrer ersten Begegnung war, daß ich bei ihr am Tisch landete. Oder ob nicht ein paar weitere Abende oder sogar Wochen dazwischen lagen.

Zwischen dem ersten Sehen und dem Mut, die Ekelschwelle zu überwinden und mich zu ihr zu setzen.

Sie selber hätte es natürlich gewußt. In ihrem Hirn war eine kleine ratternde Maschine, die alles protokollierte, besonders alles, was mit Zeit zu tun hatte. Aber mein eignes Hirn war außer Betrieb, seit ich ihr begegnet war. Es war nur noch eine weiße, weiche, nutzlose, wabblige Eiweißmasse.

Sie blieb dann bei mir. Geheiratet haben wir übrigens nie.

Sie sagte von Anfang an, ich hätte nicht das Recht, irgendwelche Ansprüche zu stellen.

Dann fing sie an, Männer mitzubringen. Der erste war der Kellner aus unserem griechischen Stammlokal.

Sie stellte sie mir vor, wir plauderten ein wenig, dann ging sie mit ihnen in unser Schlafzimmer und bumste sie.

Ich hörte immer nur die Männer keuchen und stöhnen, niemals sie.

Ich blieb im Flur oder in der Küche, versuchte zu lesen, später auch zu schreiben, manchmal onanierte ich auch.

Keinen der Männer sah ich jemals wieder herauskommen. Es kam auch keiner von ihnen jemals ein zweites Mal zu ihr. Als wäre dort, im Schlafzimmer, vielleicht mitten im Bett, ein Strudel, ein Mahlstrom, der alle männlichen Körper mit sich nach unten zöge, und sie, Natalie, wäre Skylla und Charybdis in einer Person, die alle in sich hineinsaugte und zermalmte und verdaute, bis nichts mehr übrig wäre. So etwas stellte ich mir manchmal beim Onanieren vor.

In Wirklichkeit war es natürlich jedesmal Zufall. Ich schlief oft ein, wenn ich stundenlang auf dem Flur wartete, oder manchmal mußte ich eben in dem Moment aufs Klo, kurz bevor der Liebhaber aus dem Schlafzimmer wieder herauskam, manche verließen das Zimmer vielleicht auch durchs Fenster und verschwanden über den Gartenzaun, weil es ihnen wohl peinlich war, nach gehabtem Sexualakt noch einmal an mir vorbeizumüssen.

Und daß der Kellner des griechischen Lokals seit der Nacht, in der Natalie ihn mit aufs Zimmer genommen hatte, niemals mehr dort bediente, war zwar auch

merkwürdig, aber sicher ebenso leicht zu erklären. Die meisten Männer haben viel mehr Schamgefühl, als sie jemals öffentlich zugeben würden. Und mit Natalie zu schlafen war etwas, daß dieses Schamgefühl unweigerlich hervorrief. Ich wußte es, aus eigener Erfahrung. Hinterher fühlte man sich immer klein und schmutzig. Warum sollte es andern da anders ergehen als mir selbst?

Einmal fragte ich sie, im Scherz, ob sie vielleicht ein Vampir sei, und ob ich auch Angst vor ihr haben müßte. Sie nahm meine Hand, verflocht ihre Finger mit den meinen, ganz sanft und zärtlich (oh, sie konnte manchmal so unglaublich zärtlich und liebevoll sein, daß es wehtat) und sagte mit ihrer weichsten und süßesten Stimme: „Du bist doch der einzige, den ich auf Dauer ertragen kann. Weißt du das nicht? Du liebst mich so, und das brauche ich zum Überleben. Und du bleibst bei mir, obwohl ich dich oft so schrecklich behandle, und obwohl du weißt, daß ich dich nicht liebe. Dafür bin ich dir unendlich dankbar. Du bist doch mein Lebenselixier. Und wir haben miteinander gespeist, als wir uns kennengelernt haben. Das verbindet auch. Drum bist du sicher. Und ich weiß noch etwas. Ich weiß, daß dich der Sex mit mir in Wirklichkeit anwidert. Daß du nur deshalb mit mir schläfst, weil du glaubst, daß man das eben tun muß, wenn man liebt. Du bist der einzige, bei dem ich das Gefühl habe, nicht nur Objekt zu sein.“

„Schläfst du denn nicht gern mit mir? Wozu brauchst du so viele andere Männer? Ich weiß, ich habe nicht das Recht, dich so etwas zu fragen, wir haben eine Abmachung, ich darf keine Ansprüche an dich stellen, aber...“

„Ach, du weißt doch, wie ich veranlagt bin. Ich bin nun einmal devot. Man muß mich dominieren. Ich will ein Raubtier im Bett. Ich will gejagt und erlegt werden. Ich will, daß man mich mißbraucht, daß man mich benutzt und befleckt und aussaugt und wegwirft...“

„Aber du hast doch eben gesagt...“

„Siehst du, das verstehst du eben nicht. Du wirst es niemals schaffen. Aber von dir will ich es ja auch gar nicht. Das könnte soviel kaputtmachen zwischen uns.“

„Ich glaube, du kennst mich überhaupt nicht richtig. Du willst mich ja gar nicht kennenlernen. Es steckt viel mehr in mir, als du denkst!“

„Komm, bemühe dich nicht. Ist schon okay. Ich will nicht, daß sich jemand meiner wegen ändert. Für mich paßt es so, wie es ist. Ich brauch dich doch. Ich bin ja froh, daß du da bist. Das ist doch das Wichtigste, oder?“

Sie strich mir sanft mit der Hand über die Stirn, sah auf die Uhr und ging.

Manchmal konnte sie so zärtlich und liebevoll sein, und eigentlich ist mir unklar, woher diese Wut kam, die sich mehr und mehr in mir aufzustauen schien. Und für die ich mich schämte.

Aber vielleicht mußte ich einfach lernen, bewußter mit dieser Wut umzugehen?

Ich begann, mich in den Garten zurückzuziehen, wenn ihre Männer kamen. Ich nahm den Laptop mit zum Schreiben, und wenn es regnete, einen Schirm. Ich haute auf die Tasten und ließ meiner Phantasie freien Lauf, während ich von drinnen die Schreie der Männer hörte.

(Während dieser ganzen Zeit verließ übrigens keiner von ihnen jemals das Zimmer durchs Fenster.)

Einmal, während sie wohl schon wieder allein war, stellte sie sich hinter die Vorhänge und beobachtete mich mit starren Blicken, während ich im strömenden Regen, triefend vor Nässe, auf der Erde kniete und in die Rosenbeete wichste. Ich spürte ihren Blick auf mir, erschrak für den Bruchteil einer Sekunde, verlor das Gleichgewicht, kippte nach vorne, konnte mich nicht rechtzeitig halten und blieb mit dem erigierten Penis zwischen den Dornen hängen.

Das Ding blutete wie ein Schwein. Ich sah fasziniert zu. Der Anblick war so absurd, daß ich die Schmerzen überhaupt nicht spürte. Ich wußte nur, daß ich bestimmt schreckliche Schmerzen haben mußte, aber sie gelangten nicht bis in mein Bewußtsein. Als wäre dieses Ding überhaupt kein Teil von mir, sondern ein merkwürdiger, aufgequollener Pilz, der zufällig zwischen meinen Beinen wuchs und Ströme einer roten Flüssigkeit absonderte.

Im nächsten Moment war Natalie bei mir. Sie nahm meinen Schwanz in den Mund und begann zu saugen.

Mir wurde schwindlig. Ich glaube nicht, daß ich gekommen bin, aber ich verspürte eine Art von Explosion im Unterleib, die einem Orgasmus sehr nahe kam.

Als Natalie fertig war, mit großen runden Augen zu mir auf sah, das Ding zwischen ihren Zähnen hervorflutschen ließ und sich die rotverschmierten Lippen leckte, hatte es aufgehört zu bluten.

Natalie sah auf die Uhr und ging.

Ich blieb drei Tage im Bett.

Oh ja. Da liegst du vor mir, auf dem Diwan, und erwartest mich. Schaust mich an mit deinen großen glänzenden Augen. Etwas unsicher vielleicht - weil du ja nicht weißt, was ich jetzt mit dir vorhabe. Werde ich sanft sein, oder werde ich brutal sein? Deine Lippen sind ganz leicht geöffnet, glänzen von Speichel... Du versuchst, nach meiner Hand zu greifen. Aber ich glaube - ich glaube, diesmal werde ich *nicht* sanft sein.

Zuallererst einmal kannst du doch nicht auf diesem Diwan bleiben - der viel zu weich und bequem ist für dich. Ich ergreife deine Hand und schleudere dich auf den Boden. Es klingt hart, als du aufprallst, es muß wirklich wehgetan haben. Du schreist kurz auf, aber ich sehe dir in die Augen und lege nur den Finger an die Lippen. Ich will dich nicht schreien hören. Noch nicht.

Ich schleife dich an der Hand über den Fußboden, die Stiege hinunter bis in den Keller. Du stöhnst bei jeder Stufe auf, aber wirklich zu schreien, das wagst du nicht mehr.

Ein bißchen kalt ist es hier, und es riecht modrig. Ich ziehe dich in unsere Kammer und sperre die Tür hinter uns ab. Nun wirst du mir nicht mehr entkommen können. Ich lasse dich hinknien. Ich rede kein Wort mit dir, aber du spürst auch so, was du zu tun hast. Ich greife mit beiden Händen an den Saum deiner Bluse, oberhalb der Brüste, und reiße sie mit einem Ruck auseinander. Die Knöpfe springen im ganzen Raum herum. Ich weiß, es war deine Lieblingsbluse. Tut mir leid. Aber du kannst doch nicht eine Bluse lieber haben als mich? Jetzt ist nur noch dein roter BH zwischen mir und deinen Brüsten. Ich beuge mich herunter, packe ihn mit den Zähnen in der Mitte und zerre so lang an ihm, bis der Verschuß aufspringt. Jetzt habe ich diesen roten Fetzen

im Maul, und ich knurre und schleudere den Kopf hin und her und peitsche deine bloßen, zitternden Brüste damit. Das scheint dir zu gefallen? Du lächelst sogar ein bißchen, und deine Brustwarzen richten sich auf. Ich spucke den nutzlosen BH aus und stelle mich hinter dich. Von oben lasse ich Speichel auf deine Brüste tropfen. Dann packe ich dich an den Schultern und reiße dich zu Boden. Kniee mich selber hin, dein Köpfchen ist zwischen meine Schenkel gepreßt, und fange an, den Speichel mit der Zunge auf deinen Brüsten zu verteilen. Du hast eine leichte Gänsehaut, deswegen fühlen sich deine Brüste sogar ein bißchen rau an. Zwischendrin spucke ich dir in den Mund, auf die Stirn, in die Augen... Schließlich wird mir das zu langweilig, und ich beiße in die linke Brust hinein, mit aller Kraft. Jetzt schreist du wirklich auf und wehrst dich und versuchst, dich aus der Umklammerung meiner Beine zu befreien, aber ich reiße dir beide Handgelenke brutal nach hinten. Du hast keine Chance gegen mich. Aber es gefällt mir, wie du dich hin- und herwirfst und deinen Kopf dabei an meinem Schwanz reibst, ohne es zu wollen. Und dem gefällt das auch. Und ich nuckle und kaue und beiße, bis ich mit den Reißzähnen die empfindliche Haut deiner Brüste durchbohrt habe und endlich Blut schmecke, dein Blut, süßer als Honig und bitter wie Novemberschnee. Ich sauge und lecke es auf und schlucke es herunter, und mit blutverschmiertem Mund drehe ich den Kopf und küsse dich auf die Lippen und verteile mit meiner Zunge dein Blut in deinem eigenen Mund, und dann presse ich die Hand auf deine Brust und verschmiere den roten Saft in deinem ganzen Gesicht.

Dann reiße ich dir die Hose herunter, so daß du ganz nackt vor mir liegst, auf dem kalten Betonboden, mit blutender Brust und blutverschmiertem Gesicht. Ich binde dir die Arme mit Klebestreifen auf dem Rücken zusammen und fessle deine Beine mit zwei Ledergürteln ans Heizungsrohr. Mit gespreizten Beinen und bloßer, geöffneter Vulva, so liegst du nun vor mir, hilflos und zitternd. Und ich weiß, daß du mich liebst, und daß du darauf gierst, daß ich dir endlich den Schwanz in die Möse stecke, und du stöhnst und gibst lauter kleine schrille Vogellaute von dir. Aber so einfach bekommst du mich nicht. Ja, ich lasse jetzt auch die Hose herunter, und du darfst ihn dir ansehen, meinen prall stehenden Pimmel. Aber berühren darfst du ihn nicht.

Denn jetzt kommt erst die Peitsche. Wir haben sie gemeinsam gekauft, und in den Stiel sind unsere Initialen eingraviert. Ich streichle dich am Anfang ganz sanft mit ihrem Ende, lasse das Lederband ganz zärtlich und behutsam über deinen ganzen frierenden Körper wandern. Überall, wo ich dich berühre, stellen sich die zarten Härchen auf, und die verfolgst jede meiner Bewegungen mit den Augen. Denn ich werde nicht immer so sanft bleiben, und das weißt du. Aber du weißt nicht, *wann* ich zuschlagen werde...

Jetzt! Ich hole aus und schlage dich auf den Schenkel, so fest ich kann. Du schreist auf. Ich schlag noch einmal. Du schreist wieder, noch lauter als beim ersten Mal. Ich schlage ein drittes Mal, lege all meine Wut und all meine Liebe in diesen Schlag. Diesmal schreist du nicht, aber aus deinen Augen kommen Tränen. Und ich lege die Peitsche beiseite, hocke mich über dich und ziehe dich zu mir. Ich küsse deine Tränen, ich lecke sie dir von den Wangen und aus den Augenwinkeln, und du lächelst wieder, und ich nehme ein Tuch und verbinde dir die Augen und gebe dir ein paar Ohrfeigen, und dann packe ich dich an den Haaren und schiebe deinen Mund über meinen pulsierenden Schwanz, und du saugst dich fest, mit deinen noch immer blutigen Lippen, und saugst und umspielst meine Eichel mit der Zunge, bis es mir kommt. Aber



kurz bevor der Saft herausschießt, ziehe ich den Schwanz heraus und spritze die ganze Ladung in deine blonden, weichen Haare.

Und dann muß ich auch weinen. Und um dich nicht ganz unbefriedigt zu lassen, lecke ich deine Möse und schlecke dich ganz aus, bis du auch kommst und mir deinen Ficksaft ins Gesicht spritzt. Und dann löse ich deine Fesseln, und wir liegen beieinander und halten uns fest umschlungen.

Ich liebe dich sehr.

Und morgen - morgen ist wieder *dein* Tag...

Diese Geschichte hatte ich geschrieben, in den drei Tagen, in denen ich fiebernd im Bett gelegen bin, um meinen verletzten Schwanz auszukurieren. In der ganzen Zeit konnte sie keinen anderen Mann mehr empfangen. Das war wie ein kleiner Triumph. Denn sie vögelte mit den Fremden immer nur im Schlafzimmer, und da lag jetzt ich. Im Garten machte sie nur mit mir Liebe, mit niemandem sonst. Soweit ich wußte.

Und ich wollte auch nicht mehr, daß sie es jemals wieder mit einem anderen triebe. Ich war entschlossen. Ich wollte sie nur noch für mich haben. Und ich wollte ihr alles geben, was sie brauchte. Ich wollte der einzige sein für sie. Der einzige, der sie ab jetzt noch beherrschen durfte.

Ich stand auf und ging in die Küche, um ihr die Geschichte zu zeigen.

Aber sie war nicht in der Küche. Ich suchte sie und fand sie schließlich draußen im Garten. Sie hatte ein Feuer gemacht, und dort hockte sie, und wilde Schatten tanzten in ihrem bleichen Gesicht herum.

„Kommst du zum Essen?“ fragte sie.

Wollte sie etwa am Lagerfeuer grillen?

Aber sie hatte nur eine große Schüssel vor sich – so eine Plastikschüssel, wie man sie sonst zum Aufwischen verwendet. (Das war immer meine Arbeit gewesen, sie hatte es geliebt, mir dabei zuzusehen, wie ich auf dem Boden kniete und schrubbte und die Seifenlauge mit einem Fetzen über die Fliesen verteilte. Sie hatte dann immer eine Stoppuhr in der Hand gehalten, und jedesmal, wenn ich es geschafft hatte, meinen eigenen Geschwindigkeitsrekord zu brechen, hatte sie gelacht und mir einen Kuß auf die Stirn gegeben. Wenn ich es nicht schaffte, drehte sie sich wortlos um und ging. Aber ich schaffte es oft.)

In der Schüssel bewegte sich etwas. Etwas Weißes.

Es gab auf dem Markt einen Stand, an dem man die Fische auch lebend kaufen konnte, um sie dann zuhause selber zu schlachten. Manche Leute mochten das, weil die Fische dann frischer schmeckten.

Diesmal hatte Natalie lebende Tintenfische bestellt.

Aber sie hatte sie nicht geschlachtet.

Sie kaute glücklich vor sich hin, während die kleinen Tentakel ihr zwischen den Lippen herumzappelten und versuchten, sich in ihre Nasenlöcher zu bohren. Als ich auf sie zuging, griff sie in die Schüssel und hielt mir auch eines der kleinen zappelnden Tierchen entgegen.

Ich nahm es nicht, und eine winzige enttäuschte Falte bildete sich auf ihrer bleichen Stirn.

„Willst du denn nicht mehr mit mir gemeinsam speisen?“ fragte sie.

Ich reichte ihr wortlos die Papiere mit meiner Geschichte.

„Lies das erstmal. Das habe ich für dich geschrieben. Ich glaube, ab jetzt wird manches zwischen uns anders werden. Ich glaube, jetzt werden wir überhaupt erst wirklich miteinander glücklich werden.“

Sie las.

Dann begann sie zu lachen.

Sie lachte mit einer Stimme, die ich noch nie von ihr gehört hatte, so hoch und schrill, als käme sie nicht aus ihrem Bauch, sondern aus irgendeiner Metallbüchse, die stattdessen in ihren Brustkorb eingepflanzt worden wäre.

Sie lachte fast eine Viertelstunde lang.

Dann wischte sie sich die Tränen aus den Augen und meinte: „Ach Liebster, du bist ja süß. Vergiß es einfach. Du brauchst dich nicht zu bemühen. Es ist okay, so wie es ist. Iß lieber mit mir.“

Das nächste, woran ich mich erinnern kann, ist ein eigenartiges Bild. Ich sehe es vor mir aus größerer Entfernung, sehe mich selbst am Feuer sitzen, sehe ihren ausgestreckten Körper daliegen, sehe den dicken, blutbeschmierten Ast, sehe die Kalamari überall im Gras herumwimmeln, sehe Natalies aufgebrochene Schädeldecke, sehe ihr Gehirn in meinen Händen, das fast genauso aussieht wie die Tintenfische, sehe mich daran riechen, sehe mich hineinbeißen.

Ich bin seitdem nicht mehr im Garten gewesen. Ich habe einen riesigen Haufen gemacht, aus ihrem Körper, den Kalamari, der Waschschüssel, den Uhren, dem Holz und meiner Geschichte, und alles miteinander verbrannt.

Dann hat es angefangen zu regnen.

Das ist gut so.

Der Regen wird die Welt reinwaschen.

Manchmal fehlt sie mir.

Schade, daß ich keinen Kassettenrekorder dabei hatte, in dem einzigen Moment in unserer ganzen Beziehung, als sie einmal einen Laut von sich gegeben hat, während wir miteinander geschlafen haben. Ich würde ihre Stimme gern noch einmal hören.